

«Wir brauchen ihren Schrei»

Über die Notwendigkeit, uns die Shoah vor Augen zu halten

Von Hanna Krall

Wie nur wenige versteht es die polnische Schriftstellerin Hanna Krall (geboren 1937), in ihren lakonischen literarischen Reportagen die menschlichen Abgründe der Shoah zu vergegenwärtigen. Für ihre Arbeit wurde sie anlässlich der Leipziger Buchmesse mit dem «Preis zur Europäischen Verständigung» ausgezeichnet. Wir drucken nachfolgend leicht gekürzt die Dankesrede ab.

Ich habe nachgedacht über den Namen des Preises und über die Wörter: Verständigung, verstehen. Ich – die Deutschen? Die Deutschen – mich? Die Leser – meine Helden? (Die Leser, also Menschen von heute, sollen jene Menschen verstehen, die verstrickt waren in jene Dramen?) Vielleicht sollten die Leser sich selbst verstehen?

Ich will mich, wie gewöhnlich, eines wahren Beispiels bedienen – ich tue ja nichts sonst: ich erzähle Geschichten, die sich wahrhaftig zugetragen haben. In einer polnischen Stadt lebte eine Frau, Apolonia Machczynska. Im Krieg versteckte sie auf ihrem Anwesen fünfundzwanzig Juden. Das Versteck wurde verraten, die Juden und Apolonia wurden umgebracht. Ihre Mörder waren Polizisten aus Hamburg. Einen von ihnen hatte man vorher mit Apolonia gesehen – eine Polin aus einer weitgeachteten Gutsbesitzerfamilie, eine Enkelin polnischer Aufständischer, eine Mutter dreier Kinder, Ehefrau eines Partisanen, der gegen die Okkupanten kämpfte, hatte man mit einem deutschen Polizisten gesehen! Die älteren Einwohner der Stadt berichten es noch heute verlegen: «Dieser Deutsche brachte der Frau Apolonia Gefühl.» – «Und die Frau Apolonia?» frage ich. «Die Frau Apolonia ... nun ... die erwiderte das Gefühl.»

Wir wissen nicht viel über die Gefühle des deutschen Polizisten und der Apolonia Machczynska. Wir wissen nicht einmal, ob sie ihm von den Juden erzählt hat. Wir können vermuten, dass sie auf seine Hilfe vertraute. Sie hoffte wohl, in der letzten, der schwersten Stunde werde er sie beschützen. In der schwersten Stunde erschoss sie der Polizist, der mit ihr gesehen worden war, auf Befehl seines Kommandeurs.

Mit dem Virus infiziert

Und noch etwas. In die Stadt kam eine Künstlertruppe aus Berlin, um die deutschen Polizisten aufzuheitern. Sie tanzten, sie sangen, sie erzählten Witze – wie eben Künstler. Sie erfuhren, dass die

Polizisten zu einer «Aktion» aufbrachen, und sie fragten, ob sie mitfahren dürften. Die Polizisten waren einverstanden. Diese Künstler aus Berlin töteten an diesem Tag mehrere hundert Juden.

Hier will ich einen Satz von Marek Edelman, dem letzten lebenden Führer des Aufstands im Warschauer Ghetto, einflechten. Er sagt, im Zweiten Weltkrieg habe die Menschheit erfahren, wie gering der Preis für ein Leben sein, wie verächtlich man damit umspringen kann. Vielleicht ist das, was in Tschetschenien und was in Kosovo geschieht, nur deshalb möglich: Weil es die Shoah gab. Weil die Menschheit damals mit einem Virus infiziert worden ist, das sich in Abständen, immer wieder meldet. Vielleicht ist es jedesmal dasselbe, damals gezüchtete Virus ...

Kehren wir zu Apolonia Machczynska, dem Polizisten und den Berliner Künstlern zurück. – Was von der ganzen Geschichte sind wir imstande zu verstehen? Verstehen wir Apolonias Entscheidung? Eine hochschwangere Frau, eine Mutter, die sich entschliesst, Juden in ihrem Haus zu verstecken? Verstehen wir die Künstler aus Berlin? Wie ist es möglich, dass Menschen, die kommen, um andere zu erheitern, töten zum eigenen Zeitvertreib? Wir begreifen weder das übergrosse Gute noch das übergrosse Böse, denn das eine wie das andere übersteigt das menschliche Mass.

Es ist viel geschrieben worden über die Ursachen und den Ablauf der Auslöschung der Juden. Über die ökonomischen, sozialen, historischen, politischen Ursachen und diverse andere. Wir wissen, wer – wen – wo – womit tötete, in welcher Reihenfolge und auf welche Weise. Alles wissen wir, ausser dem einen: wie es möglich war. Kurz gesagt: Sie verleihen mir einen Preis auch für das Verstehen, obwohl ich über Dinge schreibe, die man unmöglich verstehen kann.

Zählt das Verstehen überhaupt zu den höheren Werten? Vielleicht zählt etwas anderes zu ihnen? Zum Beispiel das Mitgefühl? Vielleicht sollte man

einen Preis für europäisches Mitgefühl stiften? Doch kann man mitfühlen, ohne zu verstehen?

Ein höherer Wert ist gewiss das menschliche Leben, aber ein Leben in Menschlichkeit. Apolonia Machczynska riskierte ihr Leben, weil die Menschlichkeit der Opfer ihr ebensoviel galt wie ihre eigene. Für Marek Edelman und seine Freunde hiess ein Leben in Menschlichkeit, einen würdigen Tod zu wählen. Denn Menschlichkeit heisst, eine Wahl treffen zu können, bis zuletzt.

Apolonia hätte die Menschen nicht einzulassen brauchen, die die tödliche Gefahr über ihr Haus heraufbeschworen. Ihr Vater hätte während des kurzen Verhörs einen letzten Versuch machen können, die Tochter zu retten, indem er die Schuld auf sich nahm. Der Polizist hätte den Befehl nicht ausführen müssen. Die Künstler hätten, nachdem sie die «Aktion» mit angesehen hatten, die weiteren Konzerte absagen und nach Hause fahren können – zumindest das hätten sie können. Sie alle trafen eine Wahl. Apolonia versteckte die Juden. Ihr Vater schwieg. Der Polizist schoss. Die Künstler baten um die Gewehre.

Ich, die Autorin, kann diese Geschichte aufschreiben – eine Geschichte, der die Kraft der Verallgemeinerung innewohnt wie den biblischen Geschichten. Und ich kann mir noch selbst die Frage stellen: Wie hätte ich an der Stelle jener Menschen gehandelt? Ich kann Gott und diejenigen, die uns auf Erden regieren, bitten, mir solch eine Prüfung zu ersparen.

Und die Leser? Was können sie? Können sie beispielsweise sagen: «Ja, das ist grauenhaft, aber es ist vor langer Zeit passiert, anderen und anderswo, uns betrifft das zum Glück nicht mehr»? Vor fremdem Leid zu flüchten, ist eine natürliche menschliche Reaktion. Jeder hält sich am liebsten fern von den Unglücklichen und Traurigen.

Einmal, in Russland, habe ich eine Formulierung gehört – «W mirnoje wremja», in Friedenszeiten. Die alte Dame, die diese Worte sagte, meinte die Zeit vor der Oktoberrevolution, ihre eigene heitere, sichere, normale Zeit. Jeder sehnt sich nach solchen Zeiten. Jeder möchte glauben, die Zeit, in der er lebt, sei gewöhnlich, normal. Nur: zwischen der Zeit der alten Dame und uns, zwischen der Zeit unserer Eltern und uns ist der Krieg geschehen, ist die Shoah geschehen, und sie hat die Normalität der Welt, der Menschen, Gottes ausser Kraft gesetzt.

Zeit des Erinnerns

Ein Polizist des berüchtigten Hamburger Bataillons kehrte aus Polen zurück, lebte weiter in Hamburg, lebte sein gewöhnliches Leben und erzählte niemandem etwas. Eines Tage verstummte er. Vielleicht wollte er nicht länger sprechen, vielleicht war er wirklich krank. Ein paar Jahre vor dem Tod verlangte es ihn dringend, etwas zu sagen – aber er konnte nicht mehr. Drei Jahre lang lag er im Sterben. Statt Worten drang ein Brüllen aus ihm. Seine Tochter erzählte, das Haus sei erfüllt gewesen von dem durchdringenden, hilflosen, verzweifelten Gebrüll.

Eine kanadische Schauspielerinnen erzählte mir von ihrem Vater, einem Engländer, Arzt bei der britischen Armee, der Bergen-Belsen mitbefreit hatte. Ein Schlaganfall nahm ihm das Realitätsgefühl, er lag in Toronto im Krankenhaus, aber er war wieder im Lager. Er redete und redete, Tag und Nacht – von Toten vor einer Baracke, er muss ihren Tod bescheinigen, und um die lebenden Häftlinge muss er sich kümmern, um alle, das geht nicht, darum nimmt er die, die noch leidlich guter Verfassung sind, die Schwächeren sterben sowieso...

Viele Jahre haben sie geschwiegen, die einen wie die anderen. Die Verbrecher – weil sie sich nicht mehr an die eigenen Verbrechen erinnern wollten. Die Opfer – weil sie nicht mehr an Angst, Tod und Erniedrigung erinnert werden wollten. Nach Jahren kommt die Zeit des Erinnerns. Zuletzt wollen sie etwas hervorwürgen, bekennen, loswerden, herausweinen, herausschreiben. Wir sind gewohnt zu denken, sie brauchen uns. Den Verbrechern gebührt unsere Aufmerksamkeit, damit wir Bescheid wissen – zur Mahnung. Den Opfern gebührt unser Mitgefühl. Das hört sich nicht schlecht an, christlich und human. In Wahrheit brauchen wir sie mehr als sie uns. Wir brauchen ihr Wissen, ihre Trauer, sogar ihren Schrei. Ohne sie würden wir glauben, die Welt sei normal und in Ordnung.

Und nun sage ich etwas Ketzerisches. Es ist die Literatur, die der Welt ihre Unnormalität bewusstmachen kann – indem sie die Schicksale *jener* Menschen aufschreibt.

Aus dem Polnischen von Roswitha Matwin-Buschmann.